

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 198.

Freitag, 25. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(18. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

### IV.

Reicht war dieser Kampf nicht, wenngleich der Gegner schon mit geschwächten Kräften dasah. Sein Widerstand war doch noch wild genug.

Aber Frau Minchen schreckte vor nichts zurück. Erst ließ sie den ganzen Schwall seines Hornes sich ergießen, dann begann sie ihn zu widerlegen und die Sache von ihrem Gesichtspunkt aus zu beleuchten.

Gegen die einmal gelöste Verlobung konnten sie nichts mehr tun, geschehen war geschehen. Damals erstarrte jeder Widerstand daran, daß sie schon verheiratet, jetzt daran, daß sie schon gelöst war. Frau Minchen tauchte ihre Waffen in das Gift heimlichen Hohnes, den ihr Mann pustend und fauchend verstand und schweigend einsteckte.

Gut, aber das Frauenzimmer mußte aus dem Hause, und der Himmel —

Eugen sei ein Mann, der sich nicht mehr am Gängelbande führen ließe, ihr Sohn, mit dem Erbteil ihres zielbewußten Willens, außerdem ihr Sohn mit dem Erbteil ihres Vermögens, das ihn in die Lage setze, ein armes Mädchen zu heiraten, genau so, wie sie einst einen armen Mann geheiratet habe.

Alles Reminiszenzen an die erste Verlobungsdebatte, die Vater Fritz zähneknirschend gleichfalls einstecken mußte.

Aber das Frauenzimmer müsse fort —!

Frau Minchen schüttelte den Kopf. Das unschuldige Kind! Und ob ihr Fritz nicht wisse, daß Widerstand das beste Mittel sei, ein Verlangen zu stärken und zu vertiefen, und daß jede Ungerechtigkeit, die er an Ludovika ausübe, ihm nicht nur das Herz des Sohnes entfremde, sondern diesen zwingen, nur desto fester zu der unschuldig Angegriffenen zu halten. Ganz diplomatisch, ganz ruhig, sanft und klug redete sie ihrem Fritz zu, nebenbei einfließen lassend, daß sie doch auch ein Wort mitzureden habe, und daß sie wünsche, Ludovika bei sich zu behalten.

Ob ihr Fritz sich das Geschehene nicht mal erst richtig überlegen wolle? Vielleicht, daß man den jungen Leuten eine Prüfungszeit auferlege, in der Eugen sich noch etwas draußen in der Welt umsehe und Ludovika für den Beruf einer Gutsfrau erzogen würde?

Darüber lachte Fritz Riedel grimmig auf. „Von der Lumpenbajage eine zur tüchtigen Frau erzihen? Saba? Unkraut im Weizen, Unkraut, — weiter nichts!“

Aber Frau Minchen ließ nicht nach und allmählich polterte der Horn ihres Fritzens weniger laut. Ein gewisses Ermüden und Nachgeben kam, und als die teure Gattin endlich das Zimmer verließ, nahm sie sein Versprechen mit, sich die Sache zu überlegen und vorläufig einen ungerechten Eingriff in sie zu tun.

Schwüle lag über dem Gutshause, aber nach zwei sehr bedrückten und unbehaglichen Tagen war alles nach Frau Minchens Wunsch und Vorschlag geordnet.

Fritz Riedel hatte in diesen Tagen an seinem bisher so süßsamen und blind mit seinem Willen und

seinen Bestimmungen gehenden Minchen sehr unliebsame Erfahrungen gemacht. Überall hatte sie durchschimmern lassen und betont, daß sie des reichen Amtmann Rothahns Tochter gewesen, die den armen Inspektor geheiratet, und daß sie infolgedessen Rechte und Macht habe.

Nie vorher war das geschehen und Fritz Riedel stand direkt verwirrt und verdukt vor diesen Anmerkungen. Sie wurmten ihn und lähmten seinen sonst so festen, energischen Willen. Es lag nicht in seiner Natur, sich brutal dagegen aufzulehnen und seine Arbeit in all diesen Gefahren als Gegengewicht aufzuführen. Zum ersten Male in seiner Ehe fühlte er sich unfrei, fühlte er über sich eine Macht, deren Verechtigung er nicht ganz leugnen konnte und die ihn schließlich eben auch dazu zwang, den augenblicklich vorliegenden Verhältnissen nachzugeben.

Aber nicht vollkommen, schließlich blieb er doch der Mann im Hause und fügte sich nur in bestimmten Grenzen. Er stellte seine Bedingungen. Eugen sollte zu einem alten Freunde des Vaters auf dessen Gut nach Bommern gehen und Ludovika durfte in Molitten bleiben. Von Brauttschaft konnte vorläufig natürlich nicht die Rede sein, denn erstens mußte die Entlobung erst etwas verwunden werden und zweitens verlangte der Vater unter allen Umständen eine von allen Versprechungen und Bündnissen freie Prüfungszeit der beiden jungen Leute.

Davon ging er nicht ab und er wußte wohl, warum er das verlangte. In dieser Prüfungszeit würde er all seine Kräfte anstrengen und kein Opfer scheuen, um das Frauenzimmer, seine Nichte, an irgendeinen anderen Schafskopf unterzubringen. Das mußte doch möglich sein. Schön war sie und schlau war sie, aus seinem Eugen machte sie sich nur so viel, wie er als Heiratsobjekt und gute Partie galt, aber wenn ein anderer kam, der mehr bot oder ihr besser gefiel, würde sie nicht zögern zuzugreifen, darauf wollte er, der Onkel, der seine Familie kannte, Gift nehmen. Also mit der Hoffnung mußte er arbeiten und nur in ihr ließ er sich zu der halben Anerkennung und Annahme der Vorschläge seiner Frau herbei.

Eugen war glücklich, total berauscht von einem unfassbaren Gefühl der Seligkeit. Er empfand zum ersten Male in seinem Leben wirklich dieses Leben als Lust und Himmelsgeheimnis. Jeder Händedruck, den Ludovika ihm gestattete, war eine Gnade obnegleichen, jeder Blick in ihr schönes Gesicht ein Glück, von dem er nie geträumt hatte. Diese wenigen, von Vaters großem Horn arg beschritten und getrüben Tage galten ihm als ausreichende Bezauberung für die lange, ferne Prüfungszeit, der er sich ohne Zögern und Widerspruch unterwarf. Dahinter lag ein so blühendes, herrliches Land, eine so himmelhohe, grenzenlose Seligkeit, daß ihm die Opfer, die er dafür bringen sollte, im Hinblick auf den Gewinn ganz unwichtig und klein vorkamen.

Und Ludovika war auch mit Onkels Verlangen ein-



verstanden, sogar, ohne es zu wissen, in ganz gleichem Sinn wie dieser. Sie freute sich auch der Zeit, die sie dabei gewann und in der sich noch allerlei ereignen konnte, was ihr verlockender und reizvoller wäre als die Heirat mit dem langweiligen, unschönen und unsicheren Vetter, der nur zwei Vorzüge hatte, erstens eine sehr gute Partie und zweitens ihr blind ergebener Sklave zu sein. Aber vielleicht fand sich inzwischen noch jemand, der gleichfalls diese beiden Vorzüge und nebenbei auch noch den wichtigen besaß, ihr zu gefallen. Sie würde suchen, diese Prüfungszeit wirklich als eine solche zu benutzen, alles zu prüfen und, wenn möglich, das Beste zu behalten, — genau wie es die Bibel, nach der sie sich sonst wenig richtete, anempfahl.

Nachdem Vater Fritz sich die Verhältnisse derartig zurechtgelegt und seinen Sohn so schnell als möglich aus dem Hause speidiert hatte, wurde er wieder gemüthlich. Er wollte Frieden im Hause haben, und da sein Minchen nun einmal wie ein Drache über diesem Schatzschlüssel wachte und ihn unter keiner Bedingung hergeben wollte, so fand er sich darein und begann nur seinerseits an der Möglichkeit zu arbeiten, den Schatz anderweitig, auf seiner Familie ferngelegener Bahn, loszuwerden.

Zwischen ihm und Ludovika war kein Wort über die leidige Angelegenheit laut geworden. Alle Verhandlungen hatten den Umweg über Frau Minchen machen müssen und nur die Wortkargheit und das Vermeiden häuslicher Begegnungen, das Onkel Fritz in jenen ersten Kampfstagen übte, waren sichtbare Zeichen des herrschenden Sturmes gewesen.

Nun brachten die neugierig herbeiströmenden Nachbarn, die umgehend alle erfahren hatten, daß die Verlobung zwischen Eugen und Paulinchen auseinander sei, den Familienverkehr sogleich wieder in die alten Bahnen. Da Fritz Nidel über den Grund und die Folgen dieser Entlobung nichts ins Publikum dringen lassen wollte, durfte auch niemand in seinem Verhalten zu der Nichts eine Aenderung merken. Es blieb eben alles, wie es war und was man auch munkelte und vermutete, man fand nirgends eine Bestätigung der Munkelseien und Vermutungen.

Auch nirgends eine Unzufriedenheit und Verdrießlichkeit. Beide Eltern erklärten auf mehr oder weniger indiskrete Fragen, daß Eugen sich eines Irrthums seines Herzens bewußt geworden wäre, und daß sie, so unangenehm ihnen die Sache sei, doch niemals in den Willen und die Schicksalsbestimmung ihres Kindes eingreifen wollten. Man müsse solch subtile Dinge zart berühren und schweigend tragen, mit welch hübscher, zutreffender Redewendung, die Frau Minchen wieder einmal dankbar ihrer Romanlektüre entliehen hatte, jeder Frager belehrt wurde, wie er zu handeln habe und wie die Gefragten zu handeln gedächten.

Und darüber fort lief das Leben im Nidelschen Hause in so flotten und beweglichen Bahnen wie nie vorher. Der Hausherr und sein Besuch begegneten sich in dem gleichen Streben, Geselligkeit in des Wortes vollster Bedeutung zu pflegen und Frau Minchen wurde dabei wieder jung und schwamm mit im Ströme eines immer voller flutenden und sich reicher gestaltenden Verkehrs.

Ludovika hatte schon nach wenigen Wochen erkannt, daß von dem Landumgang, mit dem ihre Verwandten sich bis jetzt begnügt hatten, für sie nicht viel zu hoffen sei. Das waren meistens ältere Leute oder aber so junge, daß man mit ihnen nicht rechnen konnte, zudem spießig, langweilig und langsam. Sie würde versumpfen und ersticken, wenn sie allein auf diesen Kreis angewiesen sein sollte. Aber glücklicherweise hatte sie das nicht nötig, da die große Stadt mit ihren vielfachen Beziehungen so nahe lag und man sich von dort stete Anregung und Vergnügen holen konnte.

Guerst hatte sie Onkels Widerstand gegen diese Absicht befürchtet und auch gefühlt, aber jetzt, nach der Liebes- und Zornepisode, war dieser vollkommen geschwunden und sie wurde in ihren Wünschen sogar von

ihm unterstützt. Tante sagte überhaupt zu allem, was sie tat, Ja und Amen, und so hatte Ludovika es schnell zustande gebracht, sich das Leben auf dem Lande nach ihrem Geschmack und mit einem starken Zuschuß städtischer Freuden zu gestalten.

Bruder Alfons mußte mit seinen kameradschaftlichen Beziehungen den Anfang des Weges ebnen. Das war einer so schönen Schwester und so gastfreundlichen Verwandten gegenüber keine schwierige Sache. Die schöne Schwester hatte so wie so in Königsberg schon Aufsehen erregt. Sie besaß einen ganz anderen Typ als die schlichten Professorentöchter, die gediegenen Großkaufmannsfrauen und die vornehm zurückhaltenden Offiziers- und Landadel Damen. Einen viel verlockenderen und interessanteren, und sie war so wunderschön.

Die Freifrau Amalie hatte nicht umsonst geschrieben, daß die Männer ihr Märchenkind umflatterten wie die Schmetterlinge die Rose. Das war in Königsberg nicht anders wie in Berlin, die Schmetterlinge hatten auch hier Verstand und Geschmack für blühende, junge Rosen. Im Nu erwuchs ein lebhafter Verkehr zwischen Stadt und Land.

Das Nidelsche Haus verwandelte sich in Zeit von wenigen Wochen in unglaublicher Weise. Seine stille, spießbürgerliche, im Gleichmaß der Tage fast erstarrte Physiognomie modelte sich unter Ludovikas Einfluß zu einer lebensvollen, genussüchtigen und modernen.

Frau Minchen lebte in einem Zustande vollkommener Bezauberung, der sie allem beistimmen ließ, was die schöne Nichte wünschte, und Onkel Fritz stimmte zu, weil der Zweck das Mittel heiligt.

Und allmählich riß ihn seine lebensfrohe und im Grunde doch genussüchtige Natur selbst mit hin. Alles was während der Zeit seiner Ehe in ihm geschlummert und was der gewohnte, als notwendig und selbstverständlich erkannte Arbeitsgang der Tage nicht zum Ausbuchen hatte kommen lassen, schoß nun lustig in die Höhe. Die Grundzüge seines angeborenen Temperaments wurden sichtbar und gewannen Gewalt über ihn. Er war gesellig, er liebte es, vergnügte Menschen um sich zu sehen, er trank auch gerne einen guten Tropfen in guter Gesellschaft, hörte gern lachen und lachte selbst mit; er prokzte und prunkte auch gern ein bißchen: ich bin, — ich habe, — ich kann!

Das war bis jetzt alles nicht an ihm hervorgetreten. Der kleine Kreis der Nachbarn wußte, daß er war, daß er hatte und konnte. Davon wurde kein Redens gemacht und nicht danach gefragt. Aber nun, vor all den fremden Leuten, gewann das andere Gestalt und kam ihm erst recht zum Bewußtsein, daß er es weit gebracht, daß er ein großer, reicher Gutsherr, ein Mann von Stellung und eine Persönlichkeit sei. Außerdem der Onkel eines Freifräuleins!

Natürlich lachte er darüber spöttisch, aber es war doch immerhin auch ein Ding, das seinen Wert hatte, — er merkte es überall. Die Herrn Leutnants, die hervorragend in seinem Hause verkehrten, trugen auch vielfach hohe Namen. Es war wirklich eine pikante Gesellschaft, die er bei sich sah, und es schmeichelte ihm riesig. Keiner der Nachbarn hatte solch einen Umgangs-kreis. Bloß, daß sie leider alle nicht mehr besaßen als diesen vornehmen Namen und selbst auf eine gute Partie losgingen.

Er freute sich nur, daß sein Goldfisch noch nicht so weit war. Das hätte eine hübsche Jagd geben können und gegönnt hätte er sie keinem, trotzdem es alles nette, amüsante Kerls waren. Gut, daß ihn diese Sorge noch nicht plagte. Der Goldfisch unterstützte ihn darin; er war schon wie ein wirklicher Goldfisch und ließ sich in der Jagdgesellschaft nicht bliden. Das Mädel war ganz komisch! Manchmal dachte er, daß sie sogar ihm aus den Fingern glitt, so zog sie sich von allem zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Der Tod begleitet den Menschen wie sein Schatten.



## Aus neuen Briefen Christianes an Goethe.

Hundert Jahre nach Christiane von Goethes Tode treten zum erstenmal ihre und des Dichters Briefe gesammelt an die Öffentlichkeit. In zwei stattlichen Bänden erscheint Goethes Briefwechsel mit seiner Frau in den nächsten Tagen im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening zu Frankfurt a. M., herausgegeben von dem bewährten Goetheforscher Professor Dr. Hans Gerhard Gräf. 601 Briefe sind hier vereinigt — 354 von Goethe, 247 von Christiane. Das ist — falls nicht zufällig noch einzelne Schriftstücke auftauchen — alles, was von der durch fast ein Vierteljahrhundert fortgesetzten Korrespondenz erhalten geblieben ist; leider ist vieles vernichtet oder verloren gegangen. Große, gelegentlich überwindliche Schwierigkeiten bot dem Herausgeber die Entzifferung der Orthographie, mit der Christiane in noch ärgerer Fehde lag als Frau Rat Goethe. Um den Lesern den Genuß der Briefe zu vermitteln, gab es nur ein Mittel: alles in unsere Orthographie zu übertragen. Wenig war bisher von den Briefen Christianes bekannt; so gewinnen wir jetzt ein völlig neues Bild von Goethes Hausfrau. Jeder wird bei der Lektüre dieses Briefwechsels, der ein wahres „document humain“ ist, erkennen, daß die frohe, gesunde unverbildete Christiane mit ihrem nicht leicht zu erschütternden sonnigen Humor dem „furchtbaren Lebensernst“ unseres größten Dichters das richtige und notwendige Gleichgewicht hielt. Mit allen Fasern ihres Herzens hing sie an ihm. Einmal fahren Christiane und der kleine August ein Stück Weges mit Goethe, der sich, wie so oft, nach Jena begab. Nach der Rückkehr setzt sie sich gleich hin, um mitzuteilen, daß sie mit dem Kinde wieder gut in Weimar angekommen ist.

„Stell Dir vor“, gesteht sie dann, „wie lieb Dich Deine beiden Hasen haben: wie Du in Röttschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Rutsche fahren, da fingen wir alle beide eins an zu heulen und sagten beide, es war uns so wunderbar“. Ein andermal trafen sie sich in demselben Dorfe. Da muß sie gleich am anderen Tag wieder ihrem Herzen Luft machen und ihr Glück dem Papier anvertrauen, wenn sie auch eben nicht sehr geschwinde mit der Feder und ihr das Hantieren mit Tinte und Gänsekiel stets ein saures Stück Arbeit war, saurer als alle Hausarbeit, in der allein sie sich so recht in ihrem Element fühlte: „Vieher Schatz, es ist doch sehr gut, wenn man sich recht lieb hat! Es ist mir heute noch eine so angenehme Erinnerung, wenn ich mir denke, daß wir uns so vergnügt saßen und sprachen und lieb hatten. Nur sehr schlecht war mir zu Mute (sie schreibt buchstabengetreu: „schlät wahr mier zu mude“, was Goethe mit Bleistift berichtigt) —, wie ich so allein zu Hause ankam. Dem Kinde sagt ich es, und er freute sich sehr über die Soldaten, fragt aber gleich: „Wenn kommt denn aber mein liebes Väterchen?“ Leb wohl! und behalte lieb Deinen Schatz. Viele Grüße von Bübchen.“ Bald darauf heißt es: „Pfingsten, das liebliche Fest, ist dieses Mal nicht lieblich, denn ich sitze zu Hause, und mir ist alles verdrücklich. Und um vergnügt zu werden, muß ich an Schatz schreiben, und es ist mir schon, als ob es besser wär. Das Wetter ist aber sehr nutzbar. Wenn ich mir die 2 Tage denke, daß mir (so schreibt sie stets statt „wir“) bei Dir waren, freue ich mich noch immer; wir waren doch sehr vergnügt. Und ich und das Bübchen sprechen immer: es ist doch ein gutes Väterchen.“ Im Sommer 1797 nahm Goethe, der zum drittenmal in die Schweiz reiste, seine „Hausfreundin“ und seinen Sohn, die er jetzt testamentarisch zu Erben einsetzte, mit nach Frankfurt, um sie dort seiner Mutter vorzustellen.

Von der Rückkehr berichtet sie aus Hanau in Gile: „Ganz zufrieden bin ich freilich nicht, daß Du, mein Lieber, nicht bei mir bist, ich will mich aber recht gut aufführen und nicht gramfeln und mir nur immer denken, wie lieb Du mich hast und wie gut Du es mit mir meinst. Ich danke Dir noch für alle Liebe und Güte. Ich bin nur zufrieden, wenn ich mir denke, daß der gute Schatz bei der lieben Frau Rat ist, wo es Dir gut geht.“ Die Fahrt bis Weimar beschreibt sie dann tagebuchartig genau, anmutig und anschaulich. Aber als Goethe ihr Nachricht gibt, daß er Frankfurt verlassen und in die Schweiz reisen will, ist sie sehr unglücklich über die bevorstehende lange Trennung: „Wenn ich mir es gleich schon lange

vorge stellt habe, daß Du reisen würdest, so ist es mir doch heut, als ich Deinen Brief erhielt, sehr schwer aufgefallen. Ich und das Kind haben beide sehr geweint. Es soll nach der Schweiz auch wegen des Kriegs übel aussehen. Ich bitte Dich sehr, schreib mir nur bald. Und wenn Du in der Schweiz bist, laß mich auch immer etwas von Dir hören, und ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe igo nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbite tun. Was mich die Menschen hier ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog gesagt, der andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm es mir nicht übel, daß ich so gramfeln, aber es wird mir diesmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; mir waren so aneinander gewöhnt. Die Wege in den Garten sind nicht allein groß, alles im Hause kommt mir groß und leer vor. Wiebe ja nicht so lange aus, ich bitte Dich sehr. Ich tröste mich immer damit, daß Dir das Reisen zu Deiner Gesundheit dienlich, weil Dir das zu Hause Sitzen doch nicht gut ist; aber gehe nur nicht weiter als in die Schweiz. Du glaubst gar nicht, wie lieb ich Dich habe, ich träume alle Nacht von Dir. . .“ Von wahrer, inniger Liebe sind alle Briefe Christianes erfüllt. Noch zehn Tage vor ihrer letzten Krankheit fing sie einen Brief an: „Ich freue mich unendlich, daß Dir's gut geht, denn das ist ja unser aller Glück. . . Die Betätigung Deines Wohlbefindens aus dem Munde des Kanzler Müller hat mich sehr vergnügt. . .“



### Aus der Kriegszeit.

Ein Opernabend hinter der Feuerlinie. Die folgenden Einbrüche eines polnischen Opernabends hinter der Feuerlinie finden sich in einem Stimmungsbild, das das nächste Fest der Schaubühne dem in Kürze im S. Fischer-Verlag erscheinenden „Kriegstagebuch eines Ungarn“ von Franz Molnar entnimmt: „Ein voller Zuschauer-raum, warme, duftende Atmosphäre, defolletierte Damen, Fräule, Theaterzettel, Fächer, Smokings, Guder, Blumen, Logen, Parfüm, Orchester, stehende Premierenstimmung. . . Herren beugen sich flüsternd über entblößte Schultern. . . Noch am Nachmittag fuhren unsere Dreißiger - Wörser am Theater vorbei. Zwischen Kanonen, Drahtverhauen und Lagerfeuern kam ich ins Theater, noch vor wenigen Tagen drohte der Stahlchor der Panzerfesten, und das hier ist nun Theater, was mehr, eine Oper, ja sogar eine Opernpremiere. . . Ich bin todmüde. Wir hatten den Tag in Rußland verbracht. Ich war über verschnittene Gräber geschritten, hatte in einem Walde Blut gesehen. Verschnittene Häuser, kranke Husaren, im Wust heabgeschossener Tannenzäse den Abfall des Krieges, der jetzt die halbe Welt bedeckt: leere Konfervenbüchsen, Unmengen von blutigen Feten, Unterwäsche. . . Dann wieder Holzkreuze im Schnee. Wer ist der Autor? Der Autor ist Herr Walewski. Seine Oper ist einaktig. Es ist bereits finster. Herr Walewski dirigiert sein Werk persönlich. . . Der Vorhang geht hoch, im Vordergrund sind Felsen, im Hintergrund die verschnittene polnische Ebene, dieselbe, die ich vormittags sah. Als ob die hintere Wand des Theaters weggerissen worden wäre. . . Was kimmerte mich, daß Herr Walewski jetzt überraschend von C-Dur in Es-Dur übergeht. Herr Walewski ist ein kühner Mann. Man muß ein wenig blinzeln mit zusammengezogenen Lidern hinschauen, dann gleicht der Hintergrund wirklich ganz der weichen russischen Ebene. Meinetwegen kann Herr Walewski aus C-Dur übergehen, in was er will. Ich zische leise nach dem Billeteur, einen Zettel, bitte, ich muß doch wissen, was die russische Ebene hier zu suchen hat. Der vor mir sitzende Herr wendet sich um und reicht mir seinen Zettel. Dabei fragt er: „Der Herr ist Kriegsberichterstatter?“ „Ja“, flüsterte ich. Jetzt fällt mir ein, daß ich die schwarzgelbe Armbrunde mit den silbernen Buchstaben nicht abgelegt habe. Er ist Privatdozent an der Krakauer Universität. Freut mich sehr. Er unterrichtet Geschichte. „Bitte, was soll diese Ebene hier?“ „Aber diese Ebene wandert Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, und er ist unschlüssig, ob er die Freuden des Lebens oder den Ruhm erwählen soll. Der Autor ist ein junger polnischer Komponist. Es ist heute ein großer Tag für uns.“ „Wirklich?“ „Ja.“ „Aufe.“ Der Herr wendet sich wieder zurück. „Sie sind Ungar?“ Ich bin verblüfft. „Woher wissen Sie das?“ „Sie haben vorher mit einem Hauptmann Deutsch gesprochen, und Ihre Aussprache. . .“ „Ja.“ „Bitte, schreiben Sie doch, daß die polnische Nation die unglücklichste Nation der Welt ist. Der ganze Krieg wütet in unserem Land. Von 4 136 000 Polen kämpfen 340 000 unter deutschem Kommando. Bei uns hier wohnen 4 500 000 Polen, davon sind 400 000 Soldaten. Ach, mein Herr, denken Sie doch, wie entsetzlich es ist. In Rußland leben 12 Millionen Polen,



von denen stehen 800 000 Dienstpflichtige 740 000 österreichischen und deutschen Polen gegenüber! . . . Schreiben Sie auch, daß Krakau das Zentrum der polnischen Kultur ist. Hier sind die Universitäten, hier finden die Premieren der polnischen Autoren statt . . . „Und Warschau?“ „Warschau: das ist das polnische Paris. Krakau: das polnische Göttingen. Warschau: das ist das große Leben, der Reichtum, der Luxus, das Amüsement, das Geschäft. Krakau: die polnische Wissenschaft, Literatur, Malerei, patriotische Politik, Geschichte, Forschung. Ach, schreiben Sie doch, wie unglücklich dieses Volk ist. . . Mirgs ein leises Zischen gegen unsere Konversation. Herr Walewski stürmt jetzt im Orchester auf, jauchzt und braust. Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, hat den Ruhm gewöhnt. Donnernder Applaus. Der Vorhang fällt. „Walewski, Walewski!“ Ein kleiner, befrachter Herr verbeugt sich, blaß und glücklich. Applaus und Geprüll. Erfolg. Jetzt ärgert mich nicht mehr, daß man Theater spielt. Dieser Abend ist von A bis Z eine durchaus polnische Angelegenheit. Man schreit und klatscht gegen Rußland. Für die Freiheit Polens. Es ist ein schöner Augenblick. Ich möchte das Dach des Theaters aufstoßen wie den Dedel einer großen Kiste, damit dieses feurig-wilde Trümpfgeheul weit durch die verschneite Nacht bis zu den Russen hindone. . . Herr Walewski, mit der Grimasse der Bühnenglückseligkeit im blassen Gesicht, verbeugt sich noch immer. „Es lebe Polen!“ ruft der Professor. . . Es ist aus. „Gabe die Ehre,“ sagt der Professor und geht nach der Garderobe. Ganz wirr im Kopfe folge ich ihm; meine plumpen Nagelstiefel tragen mich wie irgendeine zauberhafte Schmachmaschine. Hinter mir erhebt sich mit lautem Stampfen das ganze Theater. „Es lebe Polen!“

Das trinklustige England. Während man vor dem Kriege allgemein der Ansicht war, daß einzig Rußland durch seinen Verbrauch alkoholischer Getränke über die Grenzen des Normalen gehe, zeigte der Kampf der englischen Regierung gegen den Ausschank alkoholischer Getränke, daß auch die sprichwörtlich als nüchtern betrachteten Briten einem belebenden Tropfen nicht abhold sind. Unendlich ist die Zahl der von der britischen Regierung seit Kriegsausbruch erlassenen Ermahnungen, Verbote und Befehle zur Verminderung des Alkoholverbrauchs im Inselreiche. Aber all dies hat so wenig gefruchtet, daß auch heute noch die Trinksucht breiter Schichten der Bevölkerung den amtlichen Organen keine geringe Sorge bereitet. Neuerdings wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage durch einen Aufruf des englischen Komitees der nationalen Sparsamkeit gelenkt, der in Hunderttausenden von Exemplaren die Häusermauern bedeckt. In diesem Aufruf wird betont, daß trotz aller einschränkenden Verfügungen in England im Verlauf des letzten Jahres nicht weniger als 3640 Millionen Mark für alkoholische Getränke ausgegeben wurden. Im Hinblick auf die dringende Notwendigkeit, alle Ausgaben auf das unerläßlichste einzuschränken, müsse man hier von einem Verhalten der Bevölkerung sprechen, das im kraßesten Gegensatz zu dem gerade jetzt so notwendigen Patriotismus stehe. Die tägliche Ausgabe von ungefähr zehn Millionen Mark zum Ankauf alkoholischer Getränke, wie Schnäpse, Wein und Bier, sei unmäßig und bedeute eine erhöhte Gefahr für die Nation, da nicht nur der Geldbeutel, sondern auch die Gesundheit und somit die industrielle Leistungsfähigkeit des Landes hierdurch schwer betroffen würden. Darum hoffe das Sparsamkeitskomitee, durch seinen an das englische Gemüt gerichteten Aufruf zu erreichen, was den Drohungen der Regierung bisher nicht gelungen ist.

Die Fremden des russischen Landlebens. Die infolge des ungestraft hausenden Raubgesindel in den russischen Sommerorten herrschende Unsicherheit wird im „Rußkoje Slowo“ charakteristisch wiedergegeben. Der russische Städter, schreibt das Blatt, der sich vor der Unruhe des Kriegs in die stillen Sommerorte flüchtet, macht gegenwärtig so schlimme Erfahrungen, daß ihm oft nichts übrig bleibt, als so schnell wie möglich heimzukehren, falls er es nicht vorzieht, sich völlig ausrauben zu lassen. Die Hausfrau auf dem Lande, die ihre Gartenbeete in Augenschein nimmt, und schon Pläne schmiedet, wie sie die schönen Erträge für die Kriegsernährung der Familie nutzbar machen könnte, sieht sich schon am folgenden Morgen aller Mühe entbunden, denn die Sträucher und Beete erweisen sich als — abgeerntet. Selbst mit Stachelkraft umgebene Rosenstöcke werden nächstlicherweile geplündert. Während man sich nach Sonnenuntergang auf der Gartenterrasse beim Teetisch noch über derartige Vorkommnisse unterhält, kommen zwei Männer auf dem Ras, springen ab, stellen ihre Mäher an die Gartentreppe und schreiten auf dem breiten Gartenweg dem Hause zu. Man vermutet, es seien Handwerker oder Lieferanten, die dem Hausmädchen etwas ausrichten wollen. Nach kurzer Zeit kehren die jungen Männer zu

ihren Mähern zurück, beladen mit einer Nähmaschine und ein paar Kassetten, und machen sich auf und davon. „Haben Sie etwas zum Zurechtmachen abgegeben?“ fragt hinterdrein die Hausfrau das Mädchen. „Ich glaubte, die Marina (Herrin) hätte die Leute bestellt“, lautet die Antwort. Noch hat man sich von diesem Schreden nicht erholt, als am folgenden Morgen die Damen von dem gegenüberliegenden Landhaus hereinstürzen: „Hörten Sie schon, was sich in dieser Nacht bei uns zugetragen hat? Wir waren schon alle zu Bett, als drei Männer leise ins Haus kamen, indem sie über den Winterzaun kletterten, so daß die Hunde vorne nichts merken konnten. Die Diebe schritten an den Betten vorbei, und vor Entsetzen fielen wir uns alle schlafend. Wir waren aber Zeugen, wie sie die Mäher, die Geldbörsen, die Mappen mit Geschäftspapieren, das Silberzeug und selbst unsere Kleider einpackten und forttrugen.“ Die Kunde von den sich wiederholenden Diebstählen veranlaßte schließlich die meisten Familien, die ganze Nacht über ihre Häuser hell erleuchtet zu lassen. Diese Vorsicht aber war den Räubern sehr gelegen. Sie kamen, ausgerüstet mit Revolver, und konnten in den hellen Räumen bequem die Wertgegenstände suchen, nach denen ihr Herz begehrt. Solche Fälle sind typisch und noch weit häufiger als im vorigen Sommer. Je schöner die Sommerstage sich gestalten, desto mehr rüstet man sich zur Heimkehr nach der Stadt. Wie drückend auch die Hitze, wie stark auch das Verlangen ist, im Grünen zu weilen, — es ist unmöglich, dem Gesindel standzuhalten. So enden für viele Familien die Sommerfreuden bei Moskau und Petersburg.

Eine merkwürdige Paßeintragung. Die durch den Krieg begründeten außerordentlichen Schwierigkeiten des gegenwärtigen Reiseverkehrs haben eine Hochflut von Pässen und anderen amtlichen Dokumenten gezeitigt, ohne die es in Europa kaum möglich ist, aus einem Land in das andere zu gelangen. Über eine Paßeintragung, die aber alles bisher Dagewesene an Originalität übertreffen dürfte, weiß das Pariser „L'Œuvre“ in seiner jüngsten Ausgabe zu berichten: „Es ist allgemein bekannt“, sagt das Blatt, „daß zur Erlangung einer Reiseerlaubnis von Frankreich nach England nicht nur ein ganzer Koffer voll amtlicher Papiere notwendig ist, sondern daß man auch den ernstlichen Zweck der Reise einwandfrei beweisen muß. So wurde auch ein junges Mädchen, das dieser Tage zwecks Reiseerlaubnis nach England auf einem französischen Paßamt erschien, nach dem Grund dieser Reise befragt. Als sie geantwortet hatte, daß sie Englisch lernen wolle, erklärte der Beamte, daß er die Reiseerlaubnis nur ausstellen könne, wenn sie sich die Notwendigkeit, in England selbst die englische Sprache zu erlernen, auf ihrem Paß bestätigen lasse. Am nächsten Tage erschien denn auch die reiseflustige junge Dame wieder auf dem Amt und wies den Paß vor, der die folgende höchst sonderbare Eintragung enthielt: „Ich, unterzeichnete staatlich geprüfte Lehrerin, bestätige, Fräulein F. . . . englische Stunden gegeben zu haben. Ich vermag auf Ehre und Gewissen zu versichern, daß Fräulein F. . . . sich als eine beklagenswert unbegabte Schülerin erwies und daß sie trotz der zahlreichen Stunden noch heute so wenig Ahnung vom Englischen hat, daß allein ein längerer Aufenthalt in London dieser Unwissenheit abhelfen könnte.“ Nun erst erklärte sich der gestrenge Paßbeamte befriedigt, und das talentlose Fräulein F. durfte ohne weitere Belästigung über den Kanal reisen.“

Die Raubvögel und die Bomben. Die zahlreichen im Kriege gemachten Beobachtungen über das Verhalten der Vögel gegenüber den verschiedenen modernen Explosionswaffen werden durch einen Bericht aus England bereichert, in welchem die merkwürdige Wirkung geschildert wird, die eine Bombe auf einen Raubvogel ausübte. Während auf einem Übungsplatz Bomben geschleudert wurden, senkte sich plötzlich ein Sperber herab und näherte sich in Perpendikelbewegungen der Flugbahn der Bombe. Als die Flugrichtung des Projektils und die des Vogels einen rechten Winkel bildeten, erblühte der Vogel die Bombe, und im selben Augenblick lenkte er in höchster Eile auf sie zu und versuchte sie erst von unten, dann von oben anzugreifen. In 300 Meter Höhe explodierte die Bombe, ohne dem Sperber Schaden zu tun, da sie keine Ladung enthielt. Aus dieser Beobachtung schließt man, daß die Raubvögel sich nicht von den Bomben schrecken lassen, sondern im Gegenteil durch sie angelockt werden, da sie in ihnen eine heransfliegende Beute vermuten. Allerdings scheint dieser Einzelfall noch nicht genügend, um eine solche Verallgemeinerung als vollkommen sicher erscheinen zu lassen.